

ALFRED DÖBLIN UND SEINE REISE NACH POLEN

Zwischen September und November 1924 unternahm Alfred Döblin eine rund zwei Monate dauernde Reise nach Polen, von der er Rechenschaft in seinem Buch *Reise in Polen*¹ ablegte. Es erschien im S. Fischer Verlag Berlin bereits November 1924, obwohl die Erstausgabe als Erscheinungsjahr 1926 angibt².

Das Buch ist kein gewöhnlicher Reisebericht eines Flaneurs. Niemand, der nur ein wenig mit Döblin vertraut ist, würde einen solchen erwarten. Der Expressionist, der sprachliche Neuerer, der Arzt, der politisch und sozial Engagierte fährt nicht nach Polen, bloß um über eine exotische Auslandsreise zu berichten. Das Motto des Buches und die von Döblin konsultierten Werke, am Ende als Kurzbibliographie angegeben, lassen uns ahnen, worüber der Autor sich Klarheit verschaffen wollte: über die Juden und den nach dem I. Welt krieg wiedererstandenen Staat Polen.

Döblin betrachtete die Polen, «die jetzt in ihren eigenen Häusern»³ sitzen, voll Sympathie, doch verleugnet er sein kritisches Verhältnis prinzipiell gegenüber staatlicher Autorität nicht; seine Beziehung zum Judentum machte ihn neugierig, aber nicht ergeben.

Von den zehn Büchern, in denen er «blättert», beschäftigen sich drei allein mit jüdischen Fragen, während die anderen Literatur und Historie behandeln⁴.

Wie ein Paukenschlag wirkt das Eingangszitat und deutet unmißverständlich die andere Seite seines Hauptinteresses, sein Staatsverständnis, an: Friedrich Schiller aus «Wilhelm Tell» (2. Aufzug, 2. Szene) zitierend, («Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht»), schreibt Döblin gleich zu Anfang, den Leser auf seinen Wegweisend:

«Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht'
Allen Staaten gesagt
Und dem Staat überhaupt»⁵

Reisen bedeutete ihm wenig. Der 1878 in Stettin geborene Döblin war 1888 mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Berlin gekommen. Seither fühlte er sich dort verwurzelt und identifizierte sich mit

¹ Alfred Döblin, *Reise in Polen*, Olten u. Freiburg/Br. 1968.

² s. Walter Muschg, *Nachwort*, in: Döblin, a.a.O., p. 349.

³ Döblin, a.a.O., p. 19.

⁴ Döblin, a.a.O., p. 345.

⁵ Döblin, a.a.O., p. 5.

der dynamischen Hauptstadt des Deutschen Reiches, die zugleich das des künstlerischen und literarischen Schaffens war. Freiwillig wollte Döblin ohne sie nicht leben. Sein literarischer Welterfolg von 1929 *Berlin Alexanderplatz* zeugt von seiner intimen Kenntnis dieser brodelnden Stadt, in der er, mit Ausnahme einiger Zeit während des Studiums und beim Militär im I. Weltkrieg, bis zur Machtübernahme der Nazis 1933 lebte. Hier wirkte er als Kassenarzt, hier machte er sich zuerst als Expressionist einen Namen (1910 gründete er mit Herwarth Walden die Zeitschrift *Der Sturm*), und von hier, von Berlin aus, griff er publizistisch in die Politik der Weimarer Republik ein. Döblin war seßhaft, zwar auch aus ökonomischen Gründen, vor allem aber als überzeugter Berliner.

Er reiste wenig. Er war nicht wie der klassische deutsche Bildungsbürger davon überzeugt, daß Reisen den Horizont erweitere. Er suchte nicht die «Griechen mit der Seele», auch hatte er nichts in Italien, «im Land, wo die Zitronen blühen», verloren. Das spätere Exil in Frankreich und in den USA waren politischerseits erzwungene Stationen, die nicht das geringste mit Reisen zu tun hatten, sondern ihm das nackte Leben retteten.

Aber Döblin reiste auf seine Art. Er vergrub sich in Bibliotheken und sog den Stoff aus einer indirekten Anschauung, zu der er keine geographische Entfernung benötigte. In die Tiefe ging er, ins Detail, in sein eigenes Viertel, wie zum Beispiel in *Berlin Alexanderplatz*. Er fuhr in die Vergangenheit (in *Wallenstein*), nach Südamerika (in *Die Fahrt ins Land ohne Tod*), nach China (in *Die drei Sprünge des Wang-lun*) und sogar in die Zukunft (in *Berge Meere und Giganten*), doch im Grunde sprach er, in welchem Gewand auch immer, stets von seiner Zeit und seiner Position in ihr. Sein breites literarisches und publizistisches Oeuvre gibt Zeugnis davon.

In der langen Liste seiner Publikationen gibt es nur zwei Bücher, die im Titel den Namen «Reise» führen: das eine ist *Schicksalsreise*, das sein verschlungenes Leben behandelt, und das andere jene *Reise in Polen*, zu der er sich, gegen seine sonstige Gewohnheit, freiwillig aufraffte. Aber auch hier, wie wir sehen werden, reiste er nicht in ein unbekanntes Land aus Kitzel am Neuen, sondern befand sich auf der Suche nach seinem jüdischen Ursprung, nach seiner Identität. Als weit über Vierzigjähriger sah er sich durch die politischen Umstände gezwungen, sich ein klareres Bild über die Juden und somit über seine eigene Herkunft zu verschaffen. Der verstärkt aufkommende Antisemitismus Anfang der 20er Jahre war der äußere Anlaß; er stieß ihn nun unausweichlich auf das, was er jahrzehntelang verdrängt hatte.

«In der ersten Hälfte der zwanziger Jahre ereigneten sich in Berlin pogromartige Vorgänge, im Osten der Stadt, in der Gollnowstraße, und Umgebung. Das geschah auf dem Landsknechtshintergrund dieser Jahre; der Nazismus stieß seinen ersten Schrei aus. Damals luden Vertreter des Berliner Zionismus eine Anzahl Männer jüdischer Herkunft zu Zusammenkünften ein, in denen über jene Vorgänge, ihren Hintergrund und über die Ziele des Zionismus gesprochen wurde. Im Anschluß an diese Diskussionen kam dann einer in meine Wohnung und wollte mich

zu einer Fahrt nach Palästina anregen, was mir fremd war. Die Anregung wirkte in anderer Weise auf mich. Ich sagte zwar nicht zu, nach Palästina zu gehen, aber ich fand, ich müßte mich einmal über die Juden orientieren. Ich fand, ich kannte Juden eigentlich nicht. Ich konnte meine Bekannten, die sich Juden nannten, nicht Juden nennen. Sie waren es dem Glauben nach nicht, ihrer Sprache nach nicht, sie waren vielleicht Reste eines untergegangenen Volkes, die längst in die neue Umgebung eingegangen waren. Ich fragte also mich und fragte andere: Wo gibt es Juden? Man sagte mir: In Polen. Ich bin darauf nach Polen gefahren»⁶.

Nicht nur Döblin war auf der Suche nach seinem jüdischen Selbstverständnis. So erging es vielen bewußt im Westen lebenden Juden, die geglaubt hatten, sich genügend assimiliert zu haben, um auf das Thema Jude nicht mehr zurückkommen zu müssen, bis der radikale Antisemitismus eine Position auch den Juden abverlangte, die dem Judentum relativ gleichgültig gegenüberstanden. Aber ein einfacher Willensakt, der oft genug nur ein Akt der Verdrängung oder Selbsttäuschung war, genügte freilich nicht, das Problem aus der Welt zu schaffen. Döblin war in seinem bisherigen Leben immer wieder auf sein Anders—, nämlich Jude sein von anderen unliebsam gestoßen worden, und diese Tatsachen hätten ihn schon früher zu einem Problembewußtsein bringen können.

Aber er, wie viele andere im Westen, wollte sich assimilieren, und verschloß die Augen vor einigen unleugbaren gesellschaftlichen Barrieren, die ihn zwar manchmal zu privaten Klageausbrüchen trieben, jedoch nicht zu einer öffentlichen Auseinandersetzung.

Joseph Roth, der aus Brody, dem letzten Winkel Ostgaliziens, und einem weit jüdischeren Milieu als Döblin stammte, äußerte sich sehr feinfühlig über dessen Polenbuch, kannte er doch die Problematik nur zu genau⁷. Und einmal faßte er das Dilemma der sensiblen assimilierten, aus dem Osten stammenden Juden treffend zusammen:

«In einem Augenblick der Selbstprüfung vertraute er seinem intimsten Kumpan in Paris in seiner letzten Lebenszeit an, bereits in früher Jugend sei er wie so viele Juden von der deutschen Kultur verblendet gewesen und habe aus dem ghettohafte anmutenden Leben Brodys herausgewollt. Er sehe aber ein, seitdem er aus dem jüdischen Zusammenhang gerissen worden sei, fühle er sich verdoppelt und nicht mehr heimisch in seiner Haut»⁸.

An anderer Stelle meinte er, jede noch so äußerliche Assimilation sei Flucht aus der traurigen Gesellschaft der Verfolgten, unzulänglicher Versuch, Gegensätze auszugleichen, die aber vorhanden seien.

⁶ Döblin, a.a.O., p. 352.

⁷ «Joseph Roth, Frankfurter Zeitung vom 31.1.1926, Literaturblatt, S.5-6», in: *Alfred Döblin im Spiegel der zeitgenössischen Kritik*, Hrsg. v. Ingrid Schuster und Ingrid Bode in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach/N, Bern 1973, pp. 168-170 (fortan als Schuster/Bode zitiert).

⁸ s. David Bronsen, *Joseph Roth - Eine Biographie*, München 1981 (dtv), p. 153.

Auch Kurt Tucholsky erkannte Ähnliches im Exil, kurz vor seinem Selbstmord, im Dezember 1935:

«Ich bin im Jahre 1911 'aus dem Judentum ausgetreten', und ich weiß, daß man das gar nicht kann»⁹.

Diesen offiziellen Schritt hatte auch Döblin unternommen, als er 1912 Erna Reiss, eine Medizinstudentin und die Tochter eines wohlhabenden jüdischen Fabrikanten, heiratete, und damit bewiesen, wie wenig Bindung überhaupt noch er und seine Frau geistig zum Judentum besaßen. Aber genauso wenig wie Tucholsky entrann er dem jüdischen Schicksal, solange ihn Nichtjuden als Juden betrachteten.

Mit Zunahme antisemitischer Exzesse nach dem I. Weltkrieg setzte er sich immer nachdrücklicher mit der jüdischen Frage auseinander und bekannte sich öffentlich zu seiner Herkunft. Einmal die aufgezwungene Gemeinschaft angenommen, machte er sie sich zu eigen und solidarisierte sich bewußt mit der Vergangenheit, aus der er stammte, und stahl sich nicht unter falschen Vorzeichen aus seinem Erbe.

Die Reise nach Polen war der sichtbare Höhepunkt eines politisch-persönlichen Klärungsprozesses, der ihn Farbe bekennen hieß. Sein Bewußtsein war geschärft und sensibel genug, auf die öffentlichen Mißtöne, die am Ende der Weimarer Republik immer schriller wurden, unmißverständlich zu antworten. Als Döblin 1928 in die Preußische Akademie, Sektion für Dichtkunst, aufgenommen wurde, beantwortete er im Personalbogen die Frage nach der Religion mit: Keine, fügte aber als Zusatz noch ein:

«Ich will nicht vergessen: ich stamme von jüdischen Eltern»¹⁰.

Seine Herkunft hatte ihn nachhaltig beeinflußt. Die Mutter Sophie, geb. Freudenheim, stammte aus der Provinz Posen, aus einer Familie kleiner Kaufleute, die es immerhin zu relativem Wohlstand und Reputation gebracht hatten. Der Vater Max kam aus recht dürftigen Verhältnissen und wurde gewissermaßen mit Sophie verheiratet, ging also eine Zweck-ehe ein, die 10 Jahre nach Döblins Geburt, 1888, schließlich zerbrach. Beide jüdischer Abstammung, doch von so unterschiedlichem Temperament, daß eine Verbindung sich nicht aufrecht erhalten ließ. In Döblin kämpften ein Leben lang die beiden Elemente, und selbst als erwachsener Mann kostete es ihn Überwindung, den beiden Elternteilen gerecht zu werden.

Die Mutter verkörperte die religiöse Seite, wenn auch eine nicht besonders tiefgehende. Sie bewegte sich in traditionellen Bahnen. Das Neujahrs und Versöhnungsfest wurden gefeiert, mit Lesungen aus dem Alten Testament, Psalmen, Gebeten und Rezitationen auf Deutsch und Hebräisch. Die Mutter im Zimmer sitzend und halblaut Gebete murmelnd,

⁹ s. Bronsen, a.a.O., p. 152.

¹⁰ s. «Walter Muschg, Alfred Döblin heute», in: *TEXT + KRITIK — Zeitschrift für Literatur*, Heft 13/14, München 1972, p. 6.

dieses Bild bewahrte Döblin ein Leben lang in sich und assoziierte es mit Jüdischem¹¹. Eine angenehme Kindheitserinnerung an die Kraft des Glaubens und der Tradition, vor allem in späteren Zeiten, als er ideologisch festen Boden unter den Füßen verloren hatte.

Döblin selbst blieb von den Inhalten wenig beeindruckt, denn außer einigen Ritualen merkte er innerhalb der Familie vom Judentum nicht viel. Der Religionsunterricht war oberflächlich und die Unterweisung im Hebräischen äußerst dürftig, denn der junge Döblin konnte keine starke Beziehung dazu aufbauen. Selbst den Antisemitismus draußen nahm er wie selbstverständlich hin, als habe er damit zu leben wie mit seiner Hautfarbe¹².

«Solche Loslösung von der jüdischen Religion, verbunden mit einem Zurücktreten des Gefühls der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk, war —in Deutschland wie in anderen westeuropäischen Ländern— charakteristisch für einen großen Teil der Juden aus der Generation Döblins, aus der Generation der Enkel und Urenkel der Judenemanzipation. Dem entsprach —mehr oder minder bewußt— die fortschreitende 'Assimilation' vieler Juden, so auch Döblins und seiner Familie»¹³.

Seit 1847 in Preußen das sogenannte «Judengesetz» erlassen worden war, erlangten die Juden eine größere Rechtsgleichheit, wenn auch nur eine relative, da sie ihnen weiterhin die höheren Stellen in Staat und Gesellschaft verwehrte. Die Brüder der Mutter aber nutzten die Gunst der Stunde und wanderten in den 60er Jahren aus der Provinz nach Berlin und Breslau ab und machten ihr Glück im Holzhandel und in Bankgeschäften.

Derartigen Ehrgeiz hatte der Vater Max nicht. Ein musisch begabter, aber unsteter Mann, ein talentierter Dilettant, hatte er sich aus den transzendenten Bezügen seiner Herkunft gelöst und sich mehr in künstlerischen Kategorien bewegt als einem Geschäftsmann mit Sinn für Realitäten guttut. Er betrieb in Stettin ein Zuschneideatelier, hielt aber schließlich das enge Zuhause und seine Frau, die auf ihn immer als einen Unfähigen und Versager herabgeblickt hatte, nicht mehr aus und brannte 1888 mit einem 20 Jahre jüngeren Mädchen aus seiner Werkstatt nach Amerika durch.

Der Schock war groß. Die zurückgebliebene Familie blieb mittellos und mußte nach Berlin übersiedeln, um in der Nähe von Sophies Bruder zu sein, der Unterstützung gewährte.

Obwohl die Kinder als Mitleidtragende in dieser Familientragödie selbstverständlich aufseiten der Mutter waren, brachte es Döblin bei allem Ingrim in späteren Jahren doch fertig, das Verhalten des Vaters in einem größeren Zusammenhang zu sehen als bloß den eines gewöhn-

¹¹ s. Klaus Schröter, *Alfred Döblin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1978, p. 9.

¹² s. Schröter, a.a.O., p. 13.

¹³ s. *Alfred Döblin 1878-1978 — eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum*, Katalog hrsg. v. Jochen Meyer, Marbach 1978, p. 356 (fortan als Katalog zitiert).

lichen Ehescheiterns. Er erkannte in seinem äußerlich assimilierten Vater eine Wurzel— und Haltlosigkeit, die historische Ursachen hatte. Der sensible Mann verkräftete die Anpassungszwänge nur schlecht, erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen nur ungenügend. Zuerst floh er in verspielte künstlerische Aktivitäten und brach dann, nach zunehmendem Identitätsverlust, endgültig aus.

«Er war», so Alfred Döblin rückblickend, «—ethnologisch— das Opfer der Umsiedlung. Alle seine Werte waren umgewertet und entwertet...»¹⁴.

Umder unverständlichen und verräterischen Verhaltensweise des Vaters etwas von der Schuld zu nehmen, betrachtete Döblin ihn als ein Opfer der jüdischen Zerrissenheit (und lag damit wohl gar nicht falsch), ebenso wie er die Härte der Mutter mit dem ewigen Kampf der Leute erklärte, die, aus beengten Verhältnissen stammend, das Trauma von der Angst ums Überleben mit sich schleppen und verhärten. Nur in geringem Maße erklärt sich Döblins Verbindung zum Judentum über das Religiöse, in weit größerem über seine Rolle als Opfertier, wie er es exemplarisch an seinen beiden Eltern erlebt hatte.

«Die Reise nach Polen ist eine Reise zu armen Leuten»¹⁵. Bei ihnen suchte und fand Döblin nichts Erhabenes. Sozialromantizismus aus gönnerhafter, altruistischer Haltung heraus war ihm fremd. Instinktiv, mit jeder Faser seines Seins fühlte er sich den sozial, religiös, rassistisch Deklassierten verbunden, zu denen er sich zeit seines Lebens selbst zählte, auch der Umstände halber zählen mußte. Hier war er den wahren Problemen am nächsten, weil keine Tünche, kein Wunschdenken die offen vor Augen liegende Erbärmlichkeit der menschlichen Existenz verschleiern konnte. Für das, was er als wahr, als unverborgten daliegend erkannte, trat er ein. Als politisch wacher Beobachter setzte er sich in seinen Polemiken nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs offen für eine deutsche Revolution ein (*in Der deutsche Maskenball*, 1921, unter dem Pseudonym Linke Poot), und kritisierte das faule Kompromißlertum der Sozialdemokraten, die sich mit ihrer halbherzigen Politik gegenüber den alten reaktionären Mächten Militär, Beamtentum, Adel, Klerus das eigene Grab schaufelten.

Als praktizierender Arzt im armen Osten Berlins war er tagtäglich der psychosozialen Not der Patienten ausgesetzt, und er verteidigte aus Wahrheitsliebe diese direkte Konfrontation, indem er die Privatpraxis als Privilegienpraxis ablehnte. «Die Kassenpraxis —ich spreche es aus— ist die natürliche, dem Arzt angemessene, weil sie einfach und anonym Arzt und Patient gegenüberstellt und das Finanzielle aus dem Spiel bleibt»¹⁶.

Denn seit der Flucht des Vaters hatte er am eigenen Leib das Deklassiertsein erfahren müssen. Der Vater hatte neben einer konsternierten

¹⁴ Döblin, a.a.O., 355.

¹⁵ Walter Muschg, *Nachwort*, in: Döblin, a.a.O., p. 358.

¹⁶ s. Schröter, a.a.O., p. 84.

Familie auch Schulden zurückgelassen. Der Umzug nach Berlin war gleichzeitig ein Umzug ins Großstadtelend. So hauste die vaterlose Familie im proletarischen Osten beengt zusammen und war auf die Mildherzigkeit des Onkels angewiesen.

Die Wirren kosteten den jungen Alfred neben psychischer Schrammen auch Zeitverlust in der Oberschule, die er wechseln mußte und nur mit Mühen über die Runden brachte. Erst 1900, mit 22 Jahren, machte er das Abitur. Das deutsche elitäre (Klassen—) Gymnasium blieb ihm ewig verhaßt. Nicht zur staatstragenden Mittel—, Oberschicht gehörend, war er ein sozialer Außenseiter. Mit seiner Klassenlage hätte er allein schon genug zu kämpfen gehabt, es kam aber noch der preußische Antisemitismus hinzu und stempelte einen jungen Mann ab, der sich längst nicht mehr als Jude betrachten wollte. Noch im Abitur fühlte er sich als «minderrassiger» denunziert und von seinem Lehrer moralisch geohrfeigt, «weil er hörte, daß ich nicht von seiner staatlich konzessionierten Art war»¹⁷.

Döblins Verhältnis zum Staat wurde ein für alle mal durch den Klassenstaat, den imperialistischen Machtstaat seiner Zeit, den intoleranten Staat gegenüber Minoritäten und Andersdenkenden geprägt, wie er ihn im Kaiserreich, im preußischen Staat kennenlernte. Das Mißtrauen blieb immer bestehen. Die frühen Verletzungen waren zu groß.

Als er die Schule endlich verließ, spuckte er voller Verachtung vor dem geistigen Knebelinstrument des Staates, dem Gymnasium, auf den Boden¹⁸.

Um den unmittelbaren Staatsideologien in den Geisteswissenschaften zu entgehen, studierte er Naturwissenschaften, Medizin. Als er aber nach der Promotion eine beamtete Stelle an einem Krankenhaus seiner Heimatstadt Stettin antreten wollte, wurde er als Jude abgewiesen. Derartige Enttäuschungen verbitterten ihn zwar, konnten aber noch immer nicht seinen Assimilationsdrang bremsen. Immer wieder gab es soziale Schlupflöcher, die die große Auseinandersetzung verzögerten. Der I. Weltkrieg ebnete anfangs aus Zweckmäßigkeit Unterschiede ein; Döblin durfte als Militärarzt dienen. Dieser Krieg verdeutlichte aber auch immer klarer die Unhaltbarkeit anachronistisch gewordener sozialer und Klassenzustände. Das Massenelend und die gescheiterte deutsche Revolution von 1918/19, das Zunehmen der restaurativ-reaktionären Kräfte in der Weimarer Republik zu einem bedrohlichen konterrevolutionären Sprengsatz, der ansteigende Antisemitismus nicht nur der Ultrarechten forcierten politische Stellungnahme Döblins sowie Suche und Definition seiner eigenen Identität.

Die Dringlichkeit der Judenfrage zu Anfang der 20er Jahre übersah Döblin also nicht, näherte sich ihr aber noch in einem leichtfertigen und polemischen Ton, der ganz den assimilierten Westler erkennen ließ. 1921 äußerte er sich in *Der Neue Merkur* in einem Beitrag *Zion und Europa*. Darin lehnt er jedwede rassische Unterscheidungen ab, seien sie deutsch-völkischer oder auch jüdischer Provenienz, und wendet sich gegen zionisti-

¹⁷ s. Schröter, a.a.O., p. 16.

¹⁸ s. Schröter, a.a.O., p. 38.

sche Bestrebungen, in Palästina eine Heimstatt für Juden zu schaffen. Juden in Frankreich, England und Polen (usw.) seien so verschieden wie Franzosen, Engländer und Polen. In Westeuropa läßt Döblin nur den Unterschied zwischen «beleidigten» und «nicht beleidigten» Juden gelten. «Den Assimilierungsprozeß des "nicht beleidigten" empfand er als irreversibel»¹⁹.

Diese Juden seien in den Nationalstaaten aufgegangen und nicht mehr auffindbar. Gipfel seiner Polemik war, daß er die «beleidigten» Juden mit Zionisten gleichsetzte, die sich gewissermaßen ihre anstößige außen-seiterrolle allein ihrer politischen Quengeligkeit zuzuschreiben hätten. Mit anderen Worten, Döblin erklärte ihre Deklassierung mit ihrer Unfähigkeit zur Assimilation und mit der Jagd nach territorialen Phantasmen. Palästina war ihm geographisch zu klein und als ernstzunehmende Idee zu mystisch-verschwommen. Mit seiner simplen Antwort wurde er natürlich dem komplexen Problem der Westjuden, die keinesfalls massenhaft den Assimilationsstand erreicht hatten, den Döblin unterstellte, nicht annähernd gerecht, und den Ostjuden überhaupt nicht. Diesen empfahl er «Polenismus» und nicht «Zionismus», wenn sie tatsächlich zu Millionen in Polen und Galizien wohnen sollten, was er erst noch nachzuprüfen gedachte²⁰. Er hielt die staatliche Autonomie von Polen und Juden, beide jeweils ein «Hans ohne Land»²¹, für möglich. Die äußeren Zeitumstände, teilweise pogromartige Zustände in Deutschland und Verschärfung des Antisemitismus in Europa, hatten eine Wandlung in seiner oberflächlichen Analyse zur Folge. Auch dürfte ihn eine ehrliche Rechenschaft über die gesellschaftlichen Behinderungen bei seinem eigenen Assimilationsprozeß wankelmütig gemacht haben. Im Frühjahr 1924 jedenfalls konzidierte er seine «Grundsätzliche Zustimmung zu einer jüdisch-nationalen Bewegung...

- a) aus politisch-vitalen Gründen: die direkte Lebensbedrohung, das äußere Pogrom,
- b) ethischer Grund: das innere Pogrom, die negative Stigmatisierung des Juden; die Notwendigkeit über die Minderwertigkeitsgefühle Stolz und seelisches Centrum zu entwickeln»²².

Weiterhin lehnte er aber den Palästinagedanken als unrealistische Lösung ab und sah auch keine Möglichkeit, die Westjuden, die er als homogene Gruppe eh nicht ausmachte, aus der westlichen Kultur herauszulösen, da beide untrennbar miteinander verbunden seien.

1924 schließlich fuhr also Döblin nach Polen, auf der Suche nach zwei unterdrückten Völkern: dem jüdischen und dem polnischen. Seine Neugier und seine offene Sympathie für beide bildeten den Ausgangspunkt, den kritischen Verstand ließ er jedoch nicht zu Hause.

Der I. Weltkrieg hatte die politische Lage Europas sichtbar verän-

¹⁹ Katalog, p. 358.

²⁰ s. Döblin, a.a.O., p. 354.

²¹ Döblin in: Katalog, p. 359.

²² Döblin in: Katalog, p. 360.

dert. 1918 wurde die Republik Polen ausgerufen, seit den drei Teilungen Polens von 1772, 1773 und 1795 zum ersten Mal wieder als Staat existierend, der damals als Spielball Rußland, Preußen und Österreich zum Opfer gefallen war. Der lange Kampf um die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität war ein schwerer Weg voll von vergeblichen Aufständen und blutigen Unterdrückungen.

Polen bekam im Versailler Vertrag 1919 große Teile Westpreußens, Posens und Oberschlesiens zugesprochen sowie Galizien. Der Friede von Riga (1921) legte die Grenze nach Osten, zur Sowjetunion hin, fest.

Hier lebten nun die Polen in einem neuen Staat mit den Juden, die seit dem Mittelalter Zuflucht im Osten gesucht hatten. Als eine päpstliche Bulle von 1215 sie nämlich in Isolation und Ghettos trieb, flohen sie die Unterdrückung Westeuropas und gingen nach Osten, nach Polen, das ab 1264 ihnen die Grenzen öffnete. Es folgten im Laufe der Jahrhunderte weitere jüdische Flüchtlinge als Folge der Vertreibungen aus Deutschland, Frankreich und Spanien.

Döblin fuhr in seiner Zeit zu zwei geringschätzig betrachteten Nachbarn. Den Juden traute die Volksmeinung nicht (oder alles zu), und hatte das typische Cliché vom steinreichen, intrigierenden Bankier oder verschlagenen Hinterhofhausierer parat, vor denen man sich in acht um die Wäsche von der Leine nimmt. Die Polen waren in Deutschland seit der Industrialisierung als notwendige Arbeitskräfte (vor allem im Ruhrgebiet), aber als ungeliebte Fremdkörper ansässig, die man im Volksmund abfällig «Polacken» nannte.

Ihr Land, zwar unbekannt, galt als dreckig und unkultiviert. Je weiter östlich der Nachbar gelegen, um so mehr gilt er als Barbar. Eine derartige Charakterisierung östlicher Völker ist freilich nicht neuen Datums, sondern hat Tradition. Ein anonym Wiener sprach schon 1690 in Versen dem «Zeitgeist» ähnlich aus der Seele:

Wehr hier in Pohlen Reist d'findet insgemeln
Ein groben Edelmann, und Ein besudelt Schwein.
Viel stickendt Juden Volck, Viel Ratzen
Und der Mäuse,
Die Ochsen seindt gar klein, hingegen
große Läuse»²³.

Vor dem Hintergrund dieses politischen, geistigen Klimas müssen wir die Reise Döblins nach Polen sehen, die angesichts des öffentlichen Desinteresses keine allgemeine Resonanz finden konnte, führte sie doch in einen verachteten düsteren Osten und nicht an eine modische Riviera.

Döblins Buch wurde in 3 200 Exemplaren gedruckt und nicht wieder

²³ s. Bronsen, a.a.O., p. 124.

aufgelegt bis zu einer Neuauflage seiner Werke nach seinem Tod im Jahre 1957.

Bei dem damaligen Bekanntheitsgrad des Autors und der Brisanz des Themas für deutsche Leser ein beschämendes Zeichen für den unterentwickelten Bewußtseinsstand selbst gebildeter Leserschichten.

Einige betroffene Stimmen ließen sich aber doch vernehmen. Es verwundert nicht, wenn die *Jüdische Rundschau* aufhorchte. Der Kritiker Hans Bloch sah schon richtig, daß Döblins Reise nach Polen vor allem eine zu den Juden war, und eine dringend notwendige, damit endlich nach der Entdeckung anderer «Exoten auch dieses Volk» kennengelernt werde, gleichermaßen wichtig für Westeuropäer wie für Westjuden.

«Wir können mit Westlern und Westjuden schlecht über die Judenfrage reden, wenn sie die Juden nicht kennen. Wir sind Parteileute, wir sind verdächtig. Aber: Döblin hat Geltung...»²⁴

Für Bloch hat er Geltung, obwohl er einschränkt, populär könne Döblin niemals werden, dafür sei er viel zu exzentrisch. Aber von jüdischen Eltern geboren, komme seiner «Entdeckungsreise» hohen Wert zu.

Als Experte kritisiert Bloch freilich Döblins Unkenntnis jüdischer Lebensweise, Gebräuche, Rituale, ihrer Bedeutungen, sodaß es zu Fehl- und Überinterpretationen komme, weist aber entschuldigend darauf hin:

«Jedenfalls ist grundsätzliche Fremdheit und Beziehungslosigkeit die Situation, von der wir ausgehen müssen, in diesem Sonderfalle wie hier im Westen doch überhaupt»²⁵.

Problematisch wird es für den Zionisten Bloch, wenn Döblin in einem innerjüdischen Streit Partei für eine Seite ergreift, von deren Komplexität er nichts verstehe, nämlich vom ernstesten Kampf zwischen Jiddisch und Hebräisch. Bloch beteuert, als deutschem Zionisten sei ihm natürlich die jiddische Kultur Herzenssache, doch habe eine endgültige Entscheidung sich von objektiveren Beweggründen leiten zu lassen.

Tatsächlich mischt sich Döblin in diesem Streit mit einer Unbefangenheit ein, wie er sie überhaupt bei allen Urteilen an den Tag zu legen pflegt. Palästina sagt ihm wenig, die wenigen Brocken Hebräisch, die er kennt, lernte er in seiner Kindheit widerwillig wie — nach seiner Meinung — alles Tote, jene verhassten bürgerlichen Bildungstrümmer. So kommt es ihm natürlich gerade recht, wenn er mit jiddischen Juden beim Besuch einer modernen jüdischen Schule feststellen darf, was Volksgut und was Bildungsgut ist.

«Jiddisch ist die Unterrichtssprache, Polnisch und Hebräisch wichtige Fächer... Das ist also eine selbständige Emanzipation der Arbeitermassen des Judentums. Sie sind nicht zionistisch, lehnen den Klerus ab, verwerfen aber auch als Sozialisten die gesamte schlechte Ge-

²⁴ «Hans Bloch, *Jüdische Rundschau* 31 (1926). S. 44», in: Schuster/Bode, p. 164.

²⁵ Bloch, a.a.O., p. 165.

sellschaftsordnung von heute. Hier also Kampf nach zwei Seiten: um politische und wirtschaftliche Befreiung (...). Hebräisch treiben vorwärts die bürgerlichen, bloß nationalen Zionisten; Jiddisch, die wirkliche Volkssprache, wird gepflegt von den Arbeiterfreunden, den Sozialisten, Weltlichen»²⁶.

Döblin ist kein Zionist. Doch sein Schlüsselerlebnis ist die Begegnung mit den Juden in Polen als Volk, wie er es im Westen nie zuvor gesehen hat. Er, der Entfremdete, auf der Suche nach seiner Identität, findet ein identisches Volk. Begeistert folgt er darum der Meinung eines Jiddischisten: Der Zionismus sei für den Westler nationaler Aufschwung, für die Ostler Rückgang. Der Hebraismus sei aufgesetzt, fruchtlos, aussichtslos. Zionismus also nur wenig verpflichtend, quasi intellektuelle Spielerei von Westlern mit schlechtem Gewissen oder von wohlhabenden bürgerlichen Ostjuden. «Man spendet Geld und bleibt ein feiner Mann in Polen»²⁷.

Döblin wischt die Argumente der Hebraisten, die Hebräisch als die den Juden authentische Umgangssprache betrachten und Jiddisch für eine geborgte, geringschätzig ad. «Man borgt sich einen Zylinder, aber keine Sprache»²⁸. Die gesprochene Sprache der Juden seit dem Mittelalter ist ihm näher als die Sprache der Bibel.

Man kann Blochs gelinden Vorwurf der kurzschlüssigen Stellungnahme in einem internen Streit verstehen, hält man sich vor Augen, daß der eine mehr als Betroffener, Eingebetteter spricht, während Döblin als Deutscher (längst assimilierter Jude) eher von Ferne an das Problem herantritt.

Aber die Hauptdivergenz besteht im Konzept des (National) Staates, den Döblin, in diesem Punkt mehr Anarchist als irgend eines Parteimann, prinzipiell negativ beurteilt. Bloch kann natürlich mit Döblin nicht übereinstimmen, denn er will selbst einen neuen Staat gründen. Döblin hingegen sieht im Staat eine aufgesetzte, tyrannische Form, die Individuen, Minoritäten, ja Nationen unterjocht, gehe sie doch über natürliche Bindungen hinweg und erkenne nur die willkürlich gezogenen Grenzen an. Völker, wie das jüdische, wie viele andere kleine Nationen mit neuerwachtem Selbstbewußtsein, sieht Döblin mit Genugtuung, doch stets bedroht in ihrer Selbstbestimmung von dem Moloch Staat und seinen Unterwerfungsmechanismen. Die friedliche Einheit von homogenem Volk im nicht dominationslüsternen Staat (nach innen wie nach außen) kann Döblin in der Geschichte nicht ausmachen. Und die Notwendigkeit des nationalen Überlebens der Minoritäten im Staat verengt ihren Blick und vergiftet das Gesamtklima.

«Die Jungen und Mädchen lernen ukrainische Geschichte. Ich habe gesehen, wie sie in den jüdischen Schulen jüdische lernen, in den polnischen polnische, in den deutschen deutsche. Es ist aber etwas Schauerliches um das Nationale von heute. Ich verliere jede Lust, mich für

²⁶ Döblin, a.a.O., p. 83 f.

²⁷ Döblin, a.a.O., p. 141.

²⁸ Döblin, a.a.O., p. 139.

die Freiheit von Völkern einzusetzen. Ich verliere jede Lust, mit den 'Grenzen' zu trösten und zu drohen, die 'Tyrannenmacht' hat, wo ich die Tyrannei des Nationalen sehe. Hier in den Schulen sitzen sie jetzt, Ukrainer, Juden, Weißrussen und wer noch. Ihre Völker sind zerrissen. Man läßt sie sich nicht entwickeln wie sie wollen (...) Und Geschichte. Ich weiß, wie 'Geschichte' gelehrt wird: Größenwahn wird mit Unwissenheit gekoppelt. Ich weiß, wie 'Freiheit' gelehrt wird: mit Haß auf den Nachbarn. Nationales Bewußtsein, nationale Bewußtlosigkeit. Der Staatspatriotismus, den westliche und östliche Regierungen von ihren Massen, ihren Untertanen verlangen, ist Barbarei: Die Staaten von heute sind Zufalls-, kaum Zweckmäßigekeitsgebilde»²⁹.

Döblin ist ein Freund des polnischen Volkes. Es sagt es ausdrücklich³⁰. Er weiß um seine Deklassierung und sein Geschundensein, er versteht seine Sehnsüchte nach festumrissener, heimatlicher Geborgenheit. Aus Döblin spricht der Minderheitenvertreter. Aber er verkennt nicht die alten Gefahren, die aus dem Staat selbst kommen, nun halt eben hier aus dem neuen polnischen.

In einer Welt immer mächtiger werdender Staaten mutet seine Radikalkritik am Staat absurd an, denkt man an die bisherigen unwirksamen Versuche zu seiner Abschaffung. Dessen ungeachtet legt er den Finger in die offene Wunde und begnügt sich nicht mit beschwichtigenden Tönen, wenn ihm doch auch diese Unheil verkünden.

«Ihr (die Polen, d. Verf.) Inneres suchte den Staat. Nun haben sie einen Staat, und er trägt Gift in ihr Volkstum. Die Grenze schlägt auf sie zurück. Sie haben über sich hinausgegriffen. Wie ein Revolutionär, der im Moment, wo er an der Macht ist, Tyrann wird. (...) Klägliche Erfindungen, diese großen, auf Weite gierigen Staaten von heute. (...) Staaten sind Kollektivbestien»³¹.

Das Dilemma ist offenkundig. Ob Döblin aber einen Revolutionär mit seiner Warnung abhalten wird, die Revolution zu erstreben, oder einheimatisches Volk von der Suche nach staatlicher Formation, ist nicht einmal fraglich. Bloß gibt er zu bedenken, daß es an dem Übel, das der Staat bedeute, nichts ändere.

Was tun? Döblin beißt widersprüchlich. Denn im Praktisch-Politischen verteidigt er keineswegs den Status Quo. Also eine Radikalkur als Lösung? Er wagt sich ganz nah an eine Utopie heran.

An den Juden in Polen fasziniert ihn, wie sie als Volk ohne Staat leben, und zieht daraus den Schluß, daß sie eben darum als Volk und Kultur, allein durch das Geistige, überlebt hätten, getragen vom Willen zur Identität, und nicht durch staatliche Klammern, die in Repression ausarten. Die (nichtassimilierten) Ostjuden gibt es als Volk, so seine These, weil sie dem Leviathan Staat getrotzt haben.

²⁹ Döblin, a.a.O., p. 198 f.

³⁰ s. Döblin, a.a.O., p. 122.

³¹ Döblin, a.a.O., p. 200.

«Welch imposantes Volk, das jüdische. Ich habe es nicht gekannt, glaubte, das, was ich in Deutschland sah, die betriebsamen Leute wären die Juden, die Händler, die in Familiensinn schmoren und langsam verfetten, die flinken Intellektuellen, die zahllosen unsicheren unglücklichen feinen Menschen. Ich sehe jetzt: das sind abgerissene Exemplare, degenerierende, weit weg vom Kern des Volkes, das hier lebt und sich erhält. (...) Wie fließt alles um das Geistige. Welche ungeheure Wichtigkeit mißt man dem Geistigen, Religiösen zu. (...) In diesem Religiös-Geistigen ist das Volk so zentriert wie kaum ein anderes in seinem. Die Juden hatten es leichter darin als andere, hatten sich nicht mit Staatsformen, Revolutionen, Kriegen, Grenzverbesserungen, Königen, Parlamenten herumzuschlagen. Die Sorge darum haben ihnen die Römer, zwei Jahrtausende zurück, abgenommen. Und sie haben sich eigentlich darüber nicht beklagt. Sie haben nicht darum an den Wässern Babylons gesessen und geweint. Es dreht sich für sie immer um den Tempel. Sie brauchten den Staat nur für den Tempel. Nur auf Zion steht der richtige Tempel. Unter dieser Idee, als der Staat nicht kam, ist langsam die Verwandlung des ganzen Volkes eingetreten. Lautlos hat der Verzicht auf Land und Staatlichkeit das Volk durchdrungen. Und sie haben sich selbst zum Tempelvolk gemacht. (...)

Die Religiösen, Geistigen wissen es. Sie sagen: Nur der Messias kann den Tempel geben. Die echten Juden warten schon lange nicht mehr auf den 'Staat'. Man kann sich nur im Geistigen erhalten, darum muß man im Geistigen bleiben. Das Politische kann nicht das Himmlische erfüllen, Politik schafft nur Politik»³².

Es ist eine gewagte These, einem vertriebenen Volk die Heimatlosigkeit zu wünschen, damit es im Geistigen überlebe und seine wahre Identität nicht an der Staatlichkeit zerschelle. Aber Döblin hat seine Wertskala, und da rangiert der Staat ganz unten. Widersprüche oder Schocks nimmt er gelassen in Kauf. Bloch in seinem Ausatz bemerkte über Döblins wahre Intention schon richtig:

«Sein tiefstes Streben ist religiös, sein Entwicklungsbegriff geistig. Den Fortschrittmännern von der Zunft kann er nicht genügen»³³.

Döblins metaphysische Ader offenbarte sich vollends beim Besuch der Marienkirche in Krakau, wo er sich von Christus am Kreuz (von Veit Stoß) mit den Betenden darunter getroffen zeigt³⁴. Hier wendet er sich einer neuen geistigen Realität zu, allerdings noch nicht einer Konfession. Er fühlt sich erschüttert vom Elend der Menschheit und seinem Symbol, dem Gekreuzigten, der für Döblin noch keine Heilsbotschaft verkündet, sondern Zeugnis ablegt von einer unerlösten Welt. Tief bewegt ist er, aber noch lebt er mit dem Verdikt. Erst im zweiten Exil, nach der Flucht aus Frankreich 1940, in den USA, nachdem ihm alle Welten zerschellt

³² Döblin, a.a.O., p. 137 f.

³³ Bloch, in: Schuster/Bode, p. 165.

³⁴ Döblin, a.a.O., p. 239 ff.

und alle Werte in Auflösung begriffen sind, suchte er Zuflucht in einer menschheitsumspannenden Erlösungsidee, wie sie ihm der Katholizismus zu verheißen schien.

Unter der Wucht des Faschismus engagierte sich Döblich im französischen Exil eine Zeitlang in der «Freilandbewegung», die nach Territorien für die verfolgten Juden Ausschau hielt (nicht nur Palästina, auch Angola stand zur Debatte). Denn Döblich hatte sich zweifelsohne getäuscht, wenn er geglaubt hatte, der Antisemitismus werde auf das Niveau jedes anderen Völkerhasses gezogen, existierten bloß ein stolzes Judentum in Osteuropa und bewußte Juden im Westen³⁵. Die Konsequenz des Hitlerismus, der bis zur «Endlösung» schritt, belehrte ihn eines anderen.

Freilich wandte er sich wieder vom «jüdischen Territorialismus» ab, der ihm eine andere Spielart der untauglichen Nationalismen war, als er sich der für ihn weltumfassenderen Idee des Katholizismus annäherte. Aber die öffentliche Solidarität mit den Juden gab er nie auf. Denn soweit erkannte er sich noch als fernen Zugehörigen zum Judentum, wenn ihm auch als assimilierten Westler der Zugang zu den wahren Ursprüngen, nach Osten, endgültig versperrt waren.

Der bibeltreue, traditionsbewußte Jude des Ostens offenbart ihm den wahren Juden und die Kluft zum Westjuden, zu dem er selbst gehört, aber auch die Unmöglichkeit eines Weges zurück. «Ich, weder zu den Aufklärern noch zu dieser Volksmasse gehörig, ein westlicher Passant-»³⁶.

Eine unüberhörbare Trauer schwingt mit und eine Verachtung der «östlichen» (reichen) «Aufklärer», die nach Assimilation streben und sich ihrer armen Brüder schämen. Eine Erkenntnis, die er von der Reise nach Polen mitbringt, ist eben die, daß er, endgültiger als sein Vater, sich den Wurzeln entfremdet hat. Was bleibt, ist eine Sehnsucht, wie sie auch der Ostjude Joseph Roth kennt. Beide, Roth wie Döblich, nehmen daher, auch aus schlechtem Gewissen, als Minimalgeste immer konsequent die nicht-assimilierten, an der Orthodoxie festhaltenden Juden ihrer Urheimat in Schutz.

Döblich ist zu zwei historisch unterdrückten Völkern gereist. Mit Interesse und Sympathie beobachtet er, wie die Polen in ihren neuen Grenzen leben, aber mit größerem Mitgefühl ist er bei den armen jüdischen Massen, die weiterhin neue Herren zu ertragen haben. So überhört er nicht den aufflammenden polnischen Antisemitismus, den er aus der Rivalität zwischen Polen und Russen erklärt. Als die Russen die Juden gegen die Polen benutzten, reifte der polnische Antisemitismus³⁷. Das Urübel sieht Döblich auch hier im staatlichen Nationalismus.

Ihm schwant nichts Gutes. In Lodz sieht er deutsche rassistische Plakate, die die Polen zum Judenboykott aufrufen. Und auf der Ausreise ergeht sich ein polnischer Zugnachbar in wildestem Judentum³⁸.

Döblich fährt nach Hause und sieht gefährliche Gewitterwolken. Darum appelliert er um so mehr an den einzelnen, das Individuum, an

³⁵ Döblich, in: Katalog, p. 368.

³⁶ Döblich, a.a.O., p. 251.

³⁷ Döblich, a.a.O., p. 174.

³⁸ Döblich, a.a.O., p. 336.

seine Verantwortlichkeit, an den Rest seines kritischen Verstandes. So schließt sein Buch:

«Es gibt eine gottgewollte Unabhängigkeit. Beim Einzelmenschen. Bei jedem einzelnen. Den Kopf zwischen den Schultern trägt jeder für sich»³⁹.

Döblins Ruf ist nicht gehört worden. Nicht nur das Geistige, Grenzen, Staaten, sondern Völker und Kulturen wurden von Hitlerdeutschland mit Füßen getreten. Man nahm seinen schrillen Aufschrei nicht zur Kenntnis. Sein Buch wurde kein Erfolg. Es blieb eine fast unbeachtete Randerscheinung.

Döblin ist natürlich eine widersprüchliche, polemische, aufreizende Persönlichkeit. Er bekennt sich zu seiner Subjektivität und Unausgewogenheit, wie auch anders in einer unausgewogenen Welt.

«Er hat eine kühne Ungerechtigkeit, einen gerechten Mut, eine schöne sprachliche Willkür, er verbirgt nichts, wenn ihm etwas einfällt, was die Langweiligen 'unpassend' finden könnten. Unter allen Länder bereisenden, Völker beschreibenden, Langeweile bekanntlich Sachlichkeit nennenden, respektvoll vor überlieferten Begriffen geneigten, gleichsam ehrfürchtig im Coupé gebeugten Berichterstattern ist Döblin ein Souveräner, erquicklich Höhnender. Allen Schriftstellern gesagt»⁴⁰.

Letzten Endes niemandem gesagt, oder zu wenigen. Döblins weltbürgerliche Sicht und Berliner Schnoddrigkeit paßten nicht in das Europa spießbürgerlicher Nationalismen und muffig-reaktionärer Kirchtumspolitik. Vor allem in Deutschland wurde er nicht gehört, das daran ging, in überbordendem Chauvinismus die Welt in Stücke zu hauen.

Im Brausen der politischen Scharfmacher ging natürlich auch die differenzierende Stimme eines Grenzlanddeutschen zum Polenbuch unter. Alfons Hayduk in «Der Oberschlesier» hört Döblin aufmerksam zu. Den kulturpolitisch tätigen Deutschen an der Ostgrenze empfiehlt er sein Buch. Aus ihm sei zu lernen, den Blick über nationale Grenzbalken hinwegzuheben. Die stramm nationale Bezogenheit verkürze die Sicht. Schaden würden völkerübergreifende Gesichtspunkte nicht, eher nützen.

«Zwischen Berlin und Grenz-Oberschlesien, das lehrt auch dies Buch, ist eine weite Entfernung, auch im Politisch-Kulturellen, und diese Entfernung ist nicht geringer als die zwischen Kattowitz und Warschau. (...) Für eine befriedete Zukunft»⁴¹.

Doch die kam nicht.

Wir können nicht an Polen, die Juden und Döblins Buch denken, ohne an den Gang in die Katastrophe zu erinnern. Döblins *Reise in Polen*

³⁹ Döblin, a.a.O., p. 344.

⁴⁰ Joseph Roth, in: Schuster/Bode, p. 170.

⁴¹ «Alfons Hayduk, Der Oberschlesier 10 (1928), S. 163-165», in :Schuster/Bode, p. 176 f.

ist ein historisches Dokument. Es erzählt von einem Land, das es so heute nicht mehr gibt, und einem Ostjudentum, das systematisch ausgerottet worden ist.

1939 überfiel Hitler Polen und zerschlug den Staat, der von Deutschland und der Sowjetunion geschluckt wurde, wobei ein restliches Mittelpolen keine Souveränität besaß. Die gänzlich entrechteten Juden wurden ab 1940 in Ghettos gepfercht und zum größten Teil in den Konzentrationslagern umgebracht.

Wer heute durch den neuen Staat Polen reist, sieht wenigstens, wie das geschlagene polnische Volk wiederauferstanden ist. Von dem ehemaligen Warschauer Ghetto freilich sieht der Besucher nichts mehr. Kein Stein blieb auf dem anderen, als die SS den Aufstand 1943 brutal niederschlug. Mit dem II. Weltkrieg versank eine Welt, in der schließlich alle, Opfer wie Henker, ihre bisherigen Grundlagen verloren.

An einer Stelle, die man beinahe übersehen könnte, so beiläufig erscheint sie, so sarkastisch geht sie im weiteren unter, spricht Döblin von den Opfern des I. Weltkrieges und den horrenden Verlustzahlen, und spielt dann warnend auf einen neuen an.

«Wenn nur die Toten sie nicht vergessen. Ich meine: die Toten unter den heute Lebenden. Die präsumptiven 7 Millionen von den 55, die ausrücken werden im nächsten Krieg. Oder die 70 von den 550 Millionen. Es gibt eine Befehls- und Rindviehtheorie für die menschliche Natur. Es gibt aber auch andere Theorien. Man kann auch wollen und denken. Die Gesetzbücher aller Länder sind selbst dieser Meinung; sie machen jeden für seine Taten verantwortlich. Dispensieren aber von dieser Verantwortlichkeit für gewisse Massenaktionen und gerade für solche, bei denen es um den Kopf geht. Niemand kann auf die Rechte anderer verzichten. Man soll nur für Dinge sterben, für die man auch leben will.

Aber ich mische mich nicht in die Privatsachen der Todeskandidaten!»⁴².

Er kam nicht umhin, sich doch einzumischen; allerdings vergeblich.

BURKHARD PESCHKE

⁴² Döblin, a.a.O., p. 22.